

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Zum Totenfest.

Unter allen im Kreislauf der christlichen Feste periodisch wiederkehrenden bewahrt der den Toten gewidmete Tag, unentwiefelt durch irgendwelche profane Beimischung, seinen eigentümlichen ruhenden Zauber. Er hat nicht unter störenden materialistischen Bräuden zu leiden und erinert in keiner Weise an weltliche Veranstaltungen. Aus dem Geräusch der brandenden Wogen des Lebens, der beständigen Aufregung, die der Kampf ums Dasein mit sich bringt, führt er zu innerer Einsicht, zu heilsamen Betrachtungen und ruhendem Gedenken.

Mit der ihr eigenen Schwärze phantastischer Beobachtung hat die Kirche dieses schwermütige Fest an die Schwelle des Winters gestellt, in diese unbestimmte Jahreszeit, wo der erste Reif Wald und Flur verfilzt, der Wind gähnd die Schornsteine durchweht, der farbenleuchtende Schmutz des Herbstes schmelzt unter dem frostigen Lebenspuls der verlassenen Sonne düsterer und düsterer wird, und das Gemüt ganz besonders dazu stimmt, keltische Regungen zu unterdrücken. Die Erinnerung an die teuren Verstorbenen erfüllt die Seele. Ihre Gestalten steigen vor ihr auf, aber auch die Schatten der verschwundenen Illusionen, gekelterter Pläne, getuschelter Hoffnungen umhagen sie, und der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen drängt sich ihr auf.

Vielleicht war es der Anblick des Todes, der in dem Menschen zuerst die Vorstellung des Übernatürlichen in ihm erweckt, den trübseligen Glauben, in einem Jenseits wiederzufinden, was er hienieden verloren hatte. Menschen Seelen scheint es argwählig und unmöglich anzunehmen, daß die, welche uns liebte und von uns geliebt wurden und vor uns hingegangen sind, uns für immer entrückt sein sollen. In unseren Träumen fahren sie fort, für uns zu leben, sind sie uns gegenwärtig wie zuvor, sind sie unsere Berater, wenn unser Gewissen eines Führers bedarf. Diese Jenseitsglaube über das Grab hinaus ist die innigste und dauerndste der menschlichen Empfindungen. Diese fernen Stimmen, die in einsamen Stunden ganz leise zu uns sprechen, hören wir am liebsten. Für uns sind die Entschlafenen wiedererstanden, die teuren Geister umgeben uns — jeder von uns hat die Leutigen — sie sind die Hüter der Familieneinheit, die sie, wie die Götter des häuslichen Herdes der Alten.

Alle Klaffen und alle Stände wandern an diesem Tage hin und her auf den Friedhöfen zu, Reiche und Arme schreiten denselben Weg entlang, um den gleichen Willen des Herzens zu genügen. Mit reinem Bewußtsein und einer heiligen Idee von dem Wert und der Bedeutung des Lebens führen sie wieder heim. Mähter und Moralisten werden uns nie so viel Lehrreiches über das Leben und die Gefühle der Menschen zu sagen wissen wie ein kurzer Besuch auf der Ruhestätte der Toten an dem ihrem Gedächtnis geweihten Tage.

Nichts ist rührender als sich inmitten dieser Menge zu bewegen. Sie ist nicht gerade düster und niedergeschlagen, mit Ausnahme derjenigen, die erst vor kurzem ein teures Leben verloren haben. Sie ist mehr ernst und gesammelt. Alle Klaffen, reich und arm, finden sich bei dieser schmerzlichen Wallfahrt zusammen, alle Unterschiede scheinen verwischt, um einem gemeinsamen Gefühl Raum zu geben. Die Reichen bringen in ihren Händen die kostbaren Blumen, während die Armen und Mähtleren begnügen sich mit einem bescheidenen Straußlein, einem unscheinbaren Kranz.

Die Menschheit wird diesen Kultus der Toten immer hegen. Er wird nie verschwinden, denn er ist fast wie die Erinnerung wohlwollend und notwendig wie die Hoffnung und der Trost das geheimnisvolle und unzerstörbare Band, das die Menschen mit der Idee an eine andere Welt als die, in der wir leben, verknüpft. Diese Welt birgt so viel Leid, daß der Gedanke an eine bessere unendlich viel Tröstliches hat. Ob der Mensch in einer bestimmten Religion erzogen, an seinem Glaubensbekenntnis festhaltend, dessen Vorschriften und Bräuche in gewohnter Umgebung erfüllt, oder ob er in dem unheimlichen Tempel seines Gemüts eine Art schwächerer Enden verrichtet, in in dieser Stunde gleichgültig. Der Gedanke an ein Jenseits und die darauf hinweisenden Bräude gehören zu den ältesten in fast allen Weltteilen und waren am wenigsten dem Wandel unterworfen.

Das Todesproblem im Seelenleben unserer Ahnen.

Der Mensch mag er auch noch so abgeschlossen, noch so fern in seinen Liebesbeziehungen gegen andere sein — dem eben Sinneshaften gegenüber wird kein Herz weich, und er lenkt ihm an innerer Liebe wie an äußeren Werten. Die Ausbildung dieses künftigen Gefühls ist offenbar das Verdienst der christlichen Religion, aber nur keine Ausbildung. Vorhanden war es lange vorher, schon bei unseren heidnischen Vorfahren. Wir stellen sie uns, die alten Germanen, immer nur als äußerst robust vor, körperlich wie seelisch, und ahnen nicht, wie bei aller Unkraft, selbst Roboter doch recht oft Blüte ihres tiefen und warmen Empfindens aufleuchteten. Ja, welche feinen Regungen bisweilen ihre Seelen durchschweben haben. Das zeigt sich besonders dem eben Geschriebenen gegenüber.

Wir wissen, daß man einen Fürsten, einen Vornehmen, einen Krieger nicht besser lobte als den, als wenn man ihm ins Grab ein Schwert, eine Lanze, eine Streitart mitgab. Man schätzte seinen Schutzherrn mit praktischen Stücken aus, die mitverbrannten, und übergab die flammende Leiche mit tödlich duftenden Ölen. Man legte zu ihm auch kostbare goldene und silberne Geräte in Hülle und Fülle. Bedenklich war es allerdings, wenn man dem toten Herrn nicht nur ein feines Grabmal, sondern auch die Gattin, den Knecht, die Lieblingsmägde, die ganze Dienerschaft, das Schwarm Regalarab u. d. d. mit auf den Totenweg nahm, auf denen der Herr ruhte. Solchen Grabschmücken machte die christliche Kirche ein Ende, und sie sind auch nur seltene Ausnahmen. In den bei weitem meisten Fällen, besonders beim einfachen Mann, äußert sich die Liebe der Angehörigen ganz anders, wohltuender, schlichter, herzlicher. Denn kann Liebe sich deutlicher offenbaren, als wenn sie dem Toten für seine Wanderung auf dem langen, dunklen Weg Stab und Leuchter mitgibt oder für die bewährte, ungewisse Hilfe neue derbe Schuhe oder als „Kärrerchen“ eine Mücke — als der größeren Sicherheit wegen in den Mund legt —, damit er im unbekannten Land einen heileren Empfang habe? Ist es nicht ein zu hübscher Biß, wenn er auch Schüssel und Teller mitnahm, die selben, die er hier unten besonders geliebt hatte? Daß dabei manches Komische unterliefe, ist klar. Beim kleinen Gleseder denken wir sofort an den einstigen fröhlichen Jäger; aber welche Gedanken erweckt uns erst eine mitgegebene Schälchere oder ein Kamm oder gar ein Kästchen (aus Bronze)?

Sachte Empfindung, sachte Liebe ist sich besonders aus, wo die Toten Frauen und Kinder sind. In ihren Gräbern finden wir oft Einzelfall, offenbar ihre Liebhaber, die bei Vornehmern ihre Beisäule, und was sonst noch das Leben der Frau vertritt: Haarnadeln, Ringe, Schnallen, je nach Stand und Reichtum aus feinstem Gold, aber auch aus einfachem Glas. Und beim Kinde alles, was sein junges Herzchen erfreut hatte: kleine Töpfchen mit und ohne Deckel, so wie es sie beim Spielen gebraucht hatte, Glasperlen, Ringerringe; unter den Daßblätter Brandarabern findet sich sogar ein Kinderstab, dem neben Spannen, Nadeln usw. auch 4000 kleine Knospen aus Erz beigegeben waren. Und gibt es etwas tiefer Empfundenes als jene Sitten, die sich noch heute in verschiedenen Gegenden erhalten, daß, wenn ein junges ungeliebtes Mädchen im Dorfe gestirbt, man sie noch im Grabe mit einem gleichfalls gestirbten jungen Mann verlobt und nun für das junge Paar daselbstselbstsammlert und viele dann zum Totenfest unter Brechung aller Tugenden der beiden verheiratet?

Auf dem Friedhof.

Der Tag ging regenschwer und kühnweg. Ich war an manchen vergessenen Grab gewiesen. Vermittelt Stein und Kreuz, die Kränze alt. Die Namen überwunden, kaum zu lesen. Der Tag ging kühnweg und regenschwer. Auf allen Gräbern trug das Wort: Gewesen. Wie kühnweg die Sätze schlummerten. — Auf allen Gräbern tauchte still: Gesehen. Deitlen v. Rittencron +.

Kränze.

Eine kulturgeschichtliche Studie zum Totenfest.

Nach altem Brauch schmückten wir am Fest der Toten die Grabhügel unserer Entschlafenen mit Kränzen aus Tannen, Nadeln, Efeu, Lorbeer oder anderem Grün, wie man sie einst (seit Beginn des Mittelalters) mit Rosmarin schmückte, aus dem lange Zeit auch der Brautkranz gewunden wurde, bis die Karte, der Baum der Venus, an die Stelle trat. Rosmarin war in germanisch-heidnischer Zeit Frey und Helta geweiht, die die Geister der Verstorbenen in die Unterwelt geleiteten. Von unseren Urkränzen ist es nicht bekannt, daß sie den Toten Kränze weihen; wir wissen aber, daß das alte Kulturfest der Ägypter ihnen solche mit in den Sarg gab. Bei Königsbegräbnissen hat man ihre Überreste gefunden. In diesen Kränzen herrschte die heilige Lotusblume vor, die den Ägyptern das war, was uns die Rose ist: man bot sie den Freunden als Willkommensgruß, der von den Ägyptern lernten die Griechen die Säfte des Blumenkranzes kennen. Man wand Kränze aus Blumen, namentlich Rosen, wohlriechenden Kräutern, wie Majoran, Salbei und Thymian, sowie aus Lorbeer- und Marienweiden. Kränze wurden den heiligen Feldherren und den Siegern im Wettkampf verliehen, man brachte sie auch den Göttern als Opfergabe dar und schmückte ihre Statuen damit. Apollo gehörte der Lorbeer, Jupiter das Eichenlaub, Bacchus Weinlaub. Juno weichte man Früchte und Blätter des Granatapfels und Winterpflaume Ölbaumzweige. Bei feierlichen Gelegenheiten, Gastmählern usw., trug man mit Verleibe goldene Kränze. Von den Griechen übernahmen die Römer die Sitten der Kränze; wie Plinius berichtet, kannte man im alten Rom anfänglich nur durch Kriegertrug erworbene Kränze, später wurden sie allgemein und galten schließlich als Schmuck der Männer und Frauen. Plinius erzählt auch, daß man den Verstorbenen Blumen darbrachte, desgleichen Blutarab. Um die Leichenurnen berührten Toten schlängeln sich bei der Beisetzung manchmal Kränze in so großer Zahl, daß die Urne völlig darunter verschwand. Als Grabhügel fanden Blumen und Kränze bereits im Römertum ebenfalls Verwendung. Wie im Mittelalter im Strohkranz als Zeichen höchster Schmach, so galt bei den Römern neben dem Lorbeerkranz ein Kranz aus Gras als größte Auszeichnung für Kriegertrug; er wurde nur auf Staatsbesuch verliehen, wenn ein Feldherr einen vollstänigen Sieg über den Feind davongetragen hatte. Obwohl ohne materiellen Wert, war der Graskränzen ein Zeichen der Reichen, weil sie sich die Kränze aus dem Feld zu beschaffen weit überlegen. Er entstand aus dem Brauch, daß der Besiegte dem Sieger ein Stück Grashoden des eroberten Gebietes überreichen mußte als Symbol der Abtretung des Gebietes. Erhalten der Besieger eines Graskränzes in der Öffentlichkeit, so jubelte man ihm zu. Im Theater erhielten die, welche die höchsten Würdenträger, ihm zu Ehren von ihren Sitten. Im alten Rom war mit den Kränzen ein gewisser Überglauze verknüpft. So brachten Kriegerkränze angeblich geliebten Schläf, während Eichenkränze Schut vor Trunkenheit gewähren sollten. — Bei den alten Germanen war der Kranz aus Eichenlaub das Zeichen des freien Mannes. Das Christentum übernahm die Sitten der Kränze, sie waren ihm im Anfang ein Symbol des Märtyrertums. Aus edlem Metall, meist Gold, geformt, hing man sie in den Kirchen auf, deren Mähtre und Heiligenbilder man mit Blumen und Kränzen schmückte. Im Mittelalter trugen Männer und Frauen bei feierlichen Gelegenheiten neben Kränzen aus Blumen häufig solche aus Eisenblech, mit Steinen verziert im Saal. Am dem Luxus zu steuern und den Standesunterschied zu wahren, wurde den Fürstern und Fürstinnen in manchen Städten das Tragen kostbarer Kränze verboten. Auf dem Schloßhof und beim Turnier empfing der Herr einen Ehrenkranz, auch dem Meisterfinger wurde im gelassenen Weitzert ein grüner Kranz als Lohn überreicht. In späterer Zeit verlor der Kranz als feierlicher Schmuck für Männer und Frauen völlig, nur der Braut- und Totenkranz blieb übrig. In der Kunst aber hat der Kranz vom Quattrocento an bis zum Empire, das den antiken Kranz überall an Baumerken, Möbeln usw. anbrachte, eine wichtige Rolle gespielt. C. C. A.

Das Tal der Seelen.

Von Artur Silberstein.

Ich kam ins Tal der abgechiedenen Seelen. Die Wälder rauschten seltsam verräthen. Die Felsen lagen dünnle Trauer. Die Bäche strömten über von Eboralen. Besunkene Gloden hieben an zu läuten. Der Wind ließ ihre Weilen weich verhallen. Ich hörte in des Abends Flüsterstimmen. Das Rort von Bildern, Schwestern, Mähtern, Bräuten. Und ich vernahm verscholl'ner Seelen Ode: Sie sang mir wie ein priesterliches Trösten: Wir sind die Seligen und Leidestöten. Wir sterben für euch laufend Odetode. Gestärkt vor dem Gelange dieser Stunde. Schied ich vom Tal, das Eku arün umhante. Jedes wie eine rote Wellandwurde. Der Mond an Gottes Himmeln durdurn brammte.

Im Krankenhaus.

Skizze von Hugo Perch.

In einem regnerischen Sommerabend spielte ich nichtsahnend mit den Kindern des Grünwaren- und Kohlenhändlers Wernes in der geräumigen, aber niedrigen Wohnküche, die, wie alle Kellerküchen, nie recht hell wurde, und erzählte ihnen eifrig von meinem Geburtstagsgeschenk, dem Baulaken, als ich plötzlich, mitten im Erzählen, sehr müde wurde und, ohne mit meiner Geschichte ans Ende gekommen zu sein, langsam, zögernd nur noch nach der Mutter verlaugend, einschlief. Ich hatte vor dem schon immer bevorstehend geküßt, und meine Mutter, die stets sehr fürsorglich und gewissenhaft war, hatte einen Keitisch ausgehüllt und ihn mit dunklem Randis gefüllt. Den süßen, klebrigen Saft, der aus dem auf ein Balsamglas gefüllten Küchlein heruströpfelte, Tropfen um Tropfen, vielleicht in jeder Viertelstunde einen, so daß es ein Leckfüßel nach war an jedem Tag, mußte ich einnehmen. Das sollte nach der Ansicht meiner Mutter und manch einer anderen Frau, die sich auf ihre großen Kenntnisse in der Krankenpflege etwas zuwarte tat, ein fast unfehlbares Mittel gegen Husten und Fieber sein. Ich konnte der süßen Keitischlast nicht mehr widerstehen. Die Keitischlast, die schon lange im Körper der unbesonnenen Fieberkranke begonnen hatte, ließ sich nun durch sein Haus- oder Sympathiemittel mehr färlern. Als ich aus einem kühnen Schlaf erwachte, lag ich

weich und warm — eigentlich viel zu warm — in einem von einem blauen Zeughimmel bedeckten Bett. Tageslana mußte ich stehen bleiben und die unheimlichen und schmerzhaften Prozeduren mit mir vornehmen lassen. Tag für Tag, fast immer um die Mittagsstunde, wenn ein Sonnenstrahl in der Kammer blühte, kam ein alter, spitzbärtiger Mann mit einer goldenen Brille auf der Nase, der „Onkel Doktor“ aus der Nachbarschaft, und bildete mich, indem er seine Brille abnahm und die Gläser behutsam putzte, mit seinen Blasen, rotunterlaufenen Augen an, die ohne die Brille gar keinen Glanz und Ausdruck besaßen. Später redete er oft leise und geheimnisvoll mit meinen Eltern, die, im Hinterland des kleinen, halbdunklen Zimmers stehend, immer etwas zu fragen hatten und nie eingehend genug von dem Arzt Bericht erhalten konnten. Schließlich hörte ich, wie mein Vater vom Krankenhaus sprach. Meine Mutter nahm nach diesen Worten ihre buntpapierte Rückenlehne vors Gesicht und wuschte sich, daß vom Bett abwendend, ein paar Tränen aus den von vielen Nachschafen schon entzündeten Augen. Trotz ihrer Verleibung lag ich ihr Weinen und zitterte. Dann trat sie, noch feucht und rot an den Widen, an mein Bett, küßte mich zärtlich auf die feuchte Stirn und sagte leise: „Teu, man n' hütten, mien lüßt gade Juna. Du schäst wedder gesund wann. Dorfor müß ich schon lorgen!“

Ich war von dem hohen Fieber und dem traumreichen, kurzen Krankheitszustand so müde und kumpf geworden, daß ich nicht einmal mehr den Mut fand, meine Mutter als eine Antwort auf ihre tröstenden Worte stumm zu liebholen, wie ich es sonst, besonders am Abend, wenn ich im Bett lag und meine Mutter noch einen Augenblick bei mir verweilte und mir von den hereinblühenden Sternen ein kurzes Märchen erzählte, so gern getan hatte. „Mutter, muß ich nun sterben?“ Die einzige Frage, die mich schrecklich quälte und die, da das Ja darauf ebenso viel galt wie das Nein, mich auch wieder ein wenig tröstete und aufrechtigte.

Was mir meine Mutter alles gewiesen ist, wie heilig das Verhältnis zwischen Mutter und Kind, das hat ich wohl so recht erfahren und in tiefer Seele gefühlt in jenen schweren, dunklen, unruhigen Tagen. Als kühnen Nächte, während deren das Fieber tobt, und mir sehr, freundlich und erträglich gewesen, und niemals bemerkt ich, daß meine Mutter in der Behandlung und Pflege gleichgültig oder nachlässig wurde. Keine Nacht ist vergangen, da sie nicht Stunde um Stunde oft in noch kürzeren Zwischenräumen, an mein Bett gekommen ist und mich befragt hat, ob ich etwas wünsche. Ich beläst keine anderen Wunsch, als nur den einen: wieder gesund zu werden; aber sie fragte mich immer wieder, so daß ihre Fürsorglichkeit mir oft lästig

wurde. Dann hörte ich, wie sie hinter der Tür schluchzte, und sah, wie sie mit dem Taschentuch nerods im Gesicht herumwuschte.

Kühn lange, dunkle, trostlose Wochen bin ich dann im Krankenhaus gewesen und habe in stiller Einsamkeit mein eigenes Leid ertragen und im Gratzfenseln manch ein fremdes Leid und Wehe, das noch schwerer war als das meine, auf mein Kindergehirn einwirken lassen. Ich habe während langer, mir endlos scheinender Tage in einem weichen, luftigen, doch entzogen Zimmer gelegen, anablich dreingehaut und mich im Widen ein wenig geküßt, wenn die weiblichen Krankenwärterinnen milde lächelnd zu mir herinkamen, um mir das Essen zu bringen und ein bißchen mit mir zu plaudern. Ich habe aber auch stundenlang vorm Pavillon, im umfangreichen Garten gesessen und über die freien, freistehenden Spähen gelächelt, die in Scharen herbeiflogen, um die Brotkrumen, die ich ihnen zuwarf, aufzusaugen, oder, wenn ich ihnen nichts bieten konnte, auf den Zinnbedeckten der zum Abholen ins Freie gestellten Speisekörbe nach einem verlorenen Brocken zu suchen. Vor mir schlängelten sich die schmalen Gartenwege, auf denen, da sie wenig benutzt wurden, das Unkraut sproßte, durch die grünen Flächen der unumfänglich abgegrenzten Posen, und bunte, zierlich gerundete oder oval geformte Rabatten, oft mit einfarbigen Blumen wie mit einem Ring umgeben, brachten die wohlwünschte, lebendige Abwechslung.

Alle, invalide, graubärtige Männer mit kühnlich-gutwilligen Gesichtern und in weichen, abgewinkelten, langen Kitteln, die wie Mönchsstüben ausluden, deren Schlichtheit aber durch vier mit Sorgfalt genähte, laterale Neffingknöpfe etwas wegedrückt wurde, dummselten zu mir, gaben mir die weiße Hand und wünschten mir, dem Jungen, der noch das Leben vor sich habe, wie sie sagten, gute Besserung.

Und dann — was mußte ich doch für ein dummer, gefühlloser Burke sein, wenn ich das vergessen hätte — war in der Anstalt ein Mädchen, das auf der Scheide stand zwischen Kind und Weib. Wir saßen oft in traulichem Beisammensein auf der überhöhten, niedrigen Fieberbank, und die älteren Wärterinnen, die mich unter Seufzen und Wähten auf den Armen, in einer wollenen Decke eingewickelt, dorthin gebracht hatten, haben es gern, wenn das Mädchen ein wenig auf mich achtete. Ich erzählte ihr mit kindlicher Offenherzigkeit von meinen Spielzeiten, insofern aber von meinem Baulaken und den anderen Geburtstagsgeschenken, und sie, voll einem süßen Verlangen, mir Freude zu bereiten, schloßte heimlich mit glücklich zitternden Händen, Blumen auf den rötlichen, reichschneitenden Rabatten, um sie mir zu schenken. Blumen durfte niemand abzurufen. Aber sie tat es heimlich, wenn die Wärterinnen beim Rufen

Welt und Wissen

* **Gestirnte auf Grabbügeln.** In Russland wird das Totenfest nicht minder gefeiert als bei uns, jedoch hat es ein ganz anderes Gepräge. Das liegt zum Teil an der Jahreszeit: der russische Totensonntag fällt in den Sommer. Andererseits hat es keine eigentümliche Färbung dadurch, daß es sich nach streng an die alten heidnischen Gebräuche anlehnt. Zahlreiche Scharen, arm wie reich, ziehen hinaus zu den Gräbern ihrer Lieben, um dort, eben ein Überbleibsel vom Heidentum — Festmahl zu feiern. Vornehm wie gering haben Speisen und Getränke in Hülle und Fülle bei sich und kauen wenn es der Platz erlaubt, an der Grube Tische und Stühle auf um Hundstullen dort zu schmachten und zu trinken. Nicht dazu der Raum, so schäuf man das weiße Tischtuch über den grünen Hügel und breitet darauf seine Heringsseiten aus. Auch der Geringste hat da sein Weissbrot und seinen Tee, für dessen Zubereitung der Sommer die russische Teemaschine, oft ein Ding von Kieselsteinen, mitgebracht wird. Kost nirgends fehlt dazu auch die Kutia, eine Speise aus Reis mit Honig und Milch gekocht und mit Rosinen in Kreuzzugsform befestigt. Die Vornehmen haben auf ihren sterblichen Tischen oft die erlesenen Gefährten, natürlich trinken auch sie Tee. Da für den edleren Nahrung zum Tee aber auch notwendigerweise Butir (Butter, Schmalz) gehört, und er diesem und jenem Essen und dem dritten und dem vierten usw. doch ein Glaschen trinken muß, so ist die unaussprechliche Fülle der Rausch, und dadurch ergeben sich dann oft die schrecklichsten Ausschweifungen. So feiert jedes Volk auf seine Weise seine Toten.

* **Reute, die zweimal leben.** Kürzlich wurde erzählt, daß der spanische Oberbefehlshaber, der im letzten spanisch-marokkanischen Krieg getötet worden sein sollte, tatsächlich in Amerika lebt. Solches Fortleben toter Personen wird ja des öfteren aus der Geschichte gemeldet und hat zu dem Auftreten rätselhafter Persönlichkeiten Anlaß gegeben, wie des fassenden Waldemar oder des fassenden Demetrius, von denen man bis heute nicht weiß, ob sie Schwindler waren oder tatsächlich die toter Person. Aus dem allfälligen Leben hat uns jedoch keine Überlieferung, in denen wirklich Reute „zweimal leben“ haben. So wird in einer englischen Zeitschrift von einem Manne namens Darrell erzählt, der ein großer Taugenichts war und der beklagt, um seine Familie von sich zu befreien und seinen Gläubigern zu entgehen, aus dem Dasein zu scheiden. Mit Hilfe eines befreundeten Arztes „gab er seinen Geist auf“ und wurde feierlich begraben. Unter dem Trauergeleit befand sich auch ein Mann in einem Riesensack, dessen hochgeschlagener Kragen sein Gesicht verdeckte. Er langte bei der Beerdigung wieder mit. Kein Mensch wußte, wer dieser geheimnisvolle Trauernde war, denn er war nachher kurzlich verstorben. Man munkelte aber, Darrell habe selbst an seiner Beerdigung teilgenommen. Tatsächlich fand man einige Jahre später, als der massive Eisenstein zufällig wieder ausgegraben wurde, daß er mit Steinen angefüllt war. Eine ähnliche Geschichte wird von einem Manne berichtet, der mit den Geistes in Konflikt geriet und seinem Rechtsanwalt erklärte, er wolle Selbstmord begehen. Der Rechtsanwalt rief ihm, nach Amerika zu fliehen und vorüber ein Scheinbegräbnis zu veranstalten. Ein kleiner mit Zigarillensack gefüllter Sack wurde dann auch in der Familiengruft beigesetzt zu einer Zeit, wo sich der „Beerdigte“ bereits auf der Fahrt nach der neuen Welt befand. Unglücklicherweise aber erkrankte der „Tote“ nachher wieder zu Hause und so kam die Geschichte heraus. Unter den geschichtlichen Persönlichkeiten ist das Fortleben einer angeblich Toten am besten bezeugt bei der Prinzessin Christine von Braunschweig, die den Sohn und Thronerben des Kurfürsten von Hannover, Alexander, heiratete. Sie lebte mit ihrem brutalen Manne schlecht und eines Tages wurde in Petersburg bekannt, daß die Prinzessin gestorben und begraben sei. In der Nacht sollte das Begräbnis stattgefunden haben. Verschiedene europäische Höfe feierten Trauer an; aber tatsächlich war die Prinzessin nach Paris geflohen und begann ein neues Leben in Louisiana, wo sie als die Gattin eines guten Mannes namens Hersfeld Glück und Frieden fand, den ihr kein Thron hätte geben können.

* **Schlafen als Ungewohnheit.** Die Frage, wie viel der Mensch schlafen soll, ist schon sehr viel erörtert worden und es gibt Anhänger der Theorie, daß die Menschen zu viel und daß sie zu wenig schlafen. Die erstere Anschauung vertritt ein englischer Arzt, der den Schlaf als eine Sache der Gewöhnung ansieht. Wir schlafen 8, nicht des Nachts, weil es dunkel ist sondern weil wir von Kindheit an daran gewöhnt worden sind, abends zu Bett zu gehen. Ein Mindestmaß von Schlaf braucht natürlich jeder Mensch, um seinen Körper und seinem Gehirn die nötige Ruhe zu gönnen. Aber wenn man sich daran gewöhnt, zu viel zu schlafen, so macht man sich damit nur müde, verliert kostbare Zeit und schädigt seine Gesundheit. Jemand, der sich daran gewöhnt hat, 10 Stunden zu schlafen, wird sich bereits unwohl fühlen, wenn er nur 8 Stunden schlafen kann, obwohl diese Zeitspanne für den erwachsenen Menschen vollkommen ausreicht. Große Männer sind mit erstaunlich wenig Schlaf auskommen. Zu den bekanntesten Beispielen wie Friedrich der Große und Napoleon kann der Astronom Herricheld hinzugefügt werden, der bei seinen astronomischen Beobachtungen die ganze Nacht aufbleib und am Tage nur wenig schlief sowie der Erfinder des Telefonhorns Graham Bell, der sich letzten mehr als vier Stunden Schlaf gönnte. Besonders Männer, die weniger Schlaf als Frauen und Kinder brauchen, haben sich eine ganz

im Tagesraum taken, weil sie wußte, daß ich große Freude daran hatte.

Als ich dann später in den warmen Vormittagsstunden lagerten gehen durfte, führte sie mich durch den umfangreichen Gemüsegarten, zwischen Kohl- und Salatbeeten hinter den Treibhäusern herum und in diese hinein, und überall, wo ich es gar nicht vermutete, weil die roten Ziegelbauten der Krankenhäuser überall durch das Grün der Bäume lugten, wußte sie ein kühles, verlockendes Wäldchen, wo wir uns hinsetzen und ein wenig ausruhen konnten.

Alle Federbetten, die mit meine Eltern oder meine Geschwister mitbrachten, teilte ich ehrlich mit diesem Wäldchen. Zu ihr kam niemand, der sich nach ihr und ihrer Krankheit erkundigte und ein kleines Zeichen von Liebe zurückließ. Das wunderte mich damals sehr, und ich frage sie einmal mit einer kindlichen Rücksichtslosigkeit, warum denn zu ihr niemand käme, der ihr Obst und Schokolade mitbrachte. Da wußte sie mit ihrem großen Lächeln eine Träne aus dem Auge und erzählte mir bekräftigt von ihren Familienverhältnissen: daß ihre Eltern schon lange tot seien, daß sie noch eine größere Schwester besäße, von der sie aber schon lange nichts mehr gehört habe, und daß sie nun ganz allein sei. Da erzählte ich heftig und sah ihr, ohne mich lange zu bedenken, alle meine Affektiven, die ich noch in meinem kleinen Blechkasten, der über der Kissen des Bettes an der weißen Wand hing, aufbewahrt hatte.

Eine Zeit lang ließ sie sich von der Wärterin ein Messer geben und verfertigte aus einer Apfelsine eine Blume, die mit ihren zarten, weichen hübsch geformten, leuchtenden Blütenblättern große Ähnlichkeit mit einer voll ausgetriebenen Blüte hatte. Sie wußte ich ihre Geschicklichkeit bewundern, wie stark war der Trieb in mir, es ihr gleich zu tun!

Wen dann kam die schwere, immer wieder um Tage hinausgeschobene Stunde, da ich mich bedrücktem Herzen von meiner Freundin und Besucherin Abschied nehmen mußte. Ich war während der Zeit meines Daseins mit dem Krankenhaus und seinem Personal so innig vertraut geworden, daß

unnötig lange Schlafdauer angestrebt, und die alte Regel, daß man 8 Stunden arbeiten, 8 Stunden sich erholen und 8 Stunden schlafen soll, kann, was den Schlaf anbetrifft, ruhig auf eine geringere Stundenzahl herabgesetzt werden.

Neue Bücher

* **Jerome K. Jerome: „Alle Wege führen nach Golgatha“.** Roman. (Drei-Mastens Verlag, München.) Der auch in Deutschland bekannte englische Schriftsteller, der Autor des so humorvollen Buches „Drei Männer in einem Boot“ nimmt in diesem Roman mit einer gewissen Distanz Stellung zu den Problemen, die für den Weltkrieg mit verantwortlich waren. Natürlich steht und fällt er die Dinge in englischer Beleuchtung, aber eine ersteinstufige Objektivität bei der Schilderung von Stimmungen und Auffassungen, die das Schicksal des einzelnen ebenso wie das ganze Volk entscheidend beeinflussen, überwiegt. Die in der Übersetzung enthaltene satirische Färbung gilt als Ergebnis der Beobachtung eines Zeitraumes, in dem Presse, Politik und Frauentage, Zivilisation, Welt und Glaube von einem intellektuellen des Intellekts befreit und demoralisiert werden, ohne daß ein tieferes Eindringen in die Probleme restlos auf die angeschnittenen Fragen erfolgt.

* **Wilhelm Hegeler: „Der verschüttete Mensch“.** Roman. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) „Hast du nicht erlebt, wie der Schmerz mit uns hinabsinkt in tiefe Schächte, und da unten liegt verachtet, vergessen der Mensch. Steht mit uns auf und heilt uns, was wir bisher verachtet, und gering gehalten, was unsere Größe war, und gibt uns die neue Lösung.“ Diese Sätze finden als Motto dem Roman vorangestellt werden, dem sie entnehmen sind; sie erklären seinen Titel, und in ihnen ist die Grundstimmung, der ethische Gehalt des Buches zusammengefaßt. Ein Buch der inneren Einsicht, der verschönernden und läuternden Menschlichkeit. Der Ausgang führt all das philosophische Feine, menschlich Nützliche, das aus dem inneren Sinn „feststeht“ nach sich dem Leser mittelst, erst in voller, reiner Harmonie in uns zusammenfügen und nachvollziehen.

* **Erwin S. Reinhold: „Der Einsatz“.** (Verlag Gebr. Stiefel, G. m. b. H., Reichenberg.) Für Reinhold, der unseren Lesern aus Beiträgen in der „Unterhaltungsbelle“ bekannt ist, ist die bisher Unterhaltung nicht Hauptzweck. Die Handlungen seiner kleinen Geschichten gehen nicht den herkömmlichen Weg, sie holen aus den Tiefen der menschlichen Seele ganz seltsame und doch sehr tiefgehende Entdeckungen heraus und lassen uns diese in so fesselnder Darstellung erleben, daß wir die Wahrheithaftigkeit der Schilderung und des Stils bewundern. Die Anknüpfung, mit der erzählt wird, gehört zur Eigenart des Dichters, der gerade darin das Persönliche und Wertvolle seiner dichterischen Kunst sieht.

* **Selene v. Mülhausen: „Frau Siffon und ihre Freundin“.** Roman. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Das Thema der Freundschaft von Frau zu Frau hat Selene v. Mülhausen in ihrem letzten Roman „Das Geheimnis der Frau Siffon“ angeknüpft, wo es in schwerer, fast dunkler Gemütskurve einhergeführt. Die neue Buch ist die nächste Schwester in epischer Dichtung, doch gleichermassen erfüllt von dem tragischen Druck, der die beiden Heldinnen zu Sklavinnen ihrer Leidenschaft macht. Die psychologische Durchdringung und die scharfe Plastik der Hauptgestalten kommen vorteilhafter zur Geltung. Der Verlauf des Geschehens ergibt sich aus dem Wechsel der das Werk tragenden Erscheinungen und ist folgerichtig durchgeführt.

* **Donald Knobel a. Sien: „Tales“.** — Der große Friede. Roman. (Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H., Weidmann Buchverlag, Frankfurt a. M.) Es ist eine abenteuerliche, höchst geheimnisvolle Welt, in die der Verfasser, einer der besten Kenner Chinas und seiner Geheimorganismen, führt. Unvergleichliche, phantastische wird zur Wirklichkeit. In China verleiht sich alles mit extremen Reizen. Das reiche Land ist auf, in deren Schicksale verfallen. Der Konflikt der Drogen überträgt sich auf die Menschen. So entsteht eine Erzählung mit spannenden, oft unheimlichen Wendungen in furchtbaren, lebenswichtigen Szenen, die um so mehr fesseln, als sie unbekanntes enthüllen. „Tales“ ist kein Abenteuerroman im landläufigen Sinne, sondern eine psychische, höchst originelle Geschichte mit politischem, kulturellem Hintergrund, durch die sich wie ein ganzer Faden die Lebensgeschichte zweier reifer Menschen hindurchzieht. Der Rahmen, der die fesselnde Erzählung umschließt, ist ausgefüllt von bunten Schilderungen des chinesischen Volkslebens, die einen tiefen Einblick in die Welt des fernsten Ostens gewähren.

* **Eden a. Sien: „Kaufhaus Hildebrandt“.** Ein Roman von der Welt. Mit vier Original-Geschichten vom Verfasser. (Deutsches Verlagshaus, G. m. b. H., Berlin W. 37.) Ein gemächliches Gemälde vom Lebensmarkt des Lebens, das dem denkenden Leser unendlich viel mehr gibt, als der Titel verspricht. Im engen Rahmen des Kaufhauses einer Kleinstadt steht die ganze Welt gesammelt. Das Kaufhaus Hildebrandt ist der Sammelplatz der Welt. Hier spielen die Gemüter aufeinander, ringen um die Herrschaft; in jedem einzelnen offenbart sich irgend ein charakteristischer Zug. Ein Jagen und Jähren, Kalkül und Metten, Gewinnen und Verlieren, Hoffen und Lieben ohne Ziel und Ende! Ein Bild von der Welt, wie es überaus bühnenhaft nicht gemacht worden ist, jener Welt, in der jeder mann frucht, hofft, wähnt, liebt und hütet und an der schließlich jeder erbarungslos zugrunde gehen muß.

* **Ludwig Coenen: „Die Stille im Wald“.** Mit 55 Abbildungen von Schreier und Kunstwerken. (Verlagshaus, Traile-Darmstadt.) Eine äußerst interessante, neue Erkenntnis bringt dieses Buch. Schrift und Bild einer Zeit stehen in engster Zusammenhang. Derselben Formgehalt, welcher den Kunststil erzeugen, erwirkt auch die Gestalt der Buchstaben und ihre Ordnung zur schönen Buchseite. Ein Zug der Stilentwicklung führt im Schriftlichen Kulturkreis von der römischen Steininschrift bis zu den Druckarten und weiter bis zur Schrift der Gegenwart. Wie die Kunstwerke, so spiegeln die Schriften in ihrer streng geschlossenen Form eine Ästhetik, die einander folgenden Stilperioden. Das Buch ist das erste einer Reihe „Weg zur Form und Formgeschichte des schönen Buches“, die der Verlag in vornehm geschmackvoller Ausstattung gedruckt herausgibt.

ich, wenn ich meinen Wünschen hätte Geltung verschaffen können, nicht so schnell den Korridor entlassen wäre und die Antikastür hinter mir zuwachen hätte. Und zu Hause — es war mir während all der Tage im Krankenhaus ein trauriges Zukunftsbild — belam ich nicht so viel Obst gekostet, dort befand ich keine Freundin, die mir heimlich Blumen aus den Beeten plückte, damit ich mich an ihrer Farbenpracht erfreuen sollte. Zu Hause gab es nur eine enge, bummelige Schusterwerkstatt und zwei arbeitende, alternde Leute, die froh waren, wenn sie in ihren guten Tagen ein Stündlein erlitten, daß sie sich einmal auf hinausgehende Stühle vor die Tür setzen konnten, um die Vorübergehenden ungehindert zu betrachten.

Roch heute, nach so langen Jahren, sehe ich deutlich das Gesicht meiner Mutter vor mir, als sie, wenn es nichts als an das gute Glück, dem ich meine Wohnung verdanke, denkend, an einem herbstlichen Nachmittag, als die Sonne aus dem weissen Laub der Pflanze goldige Farben hervorzauberte, glückselig in den weissen, lichten Kranzsaal trat, um ihren geliebten Jungen heimzukehren.

Sie nahm zwei ausnehmend grobe Apfelsinen aus ihrer schwarzen Einkaufstasche, die sie diesmal, auf ihrem letzten Besuch im Krankenhaus, bei sich trug, und gab sie mir. Beim Abschied dankte ich ihr meiner Freundin und sagte ihr, indem ich mich verabschiedete und verabschiedete, ihr das blonde Haar zu streicheln. Sie ließ nur Rosen daraus machen und nicht immer so traurig sein.

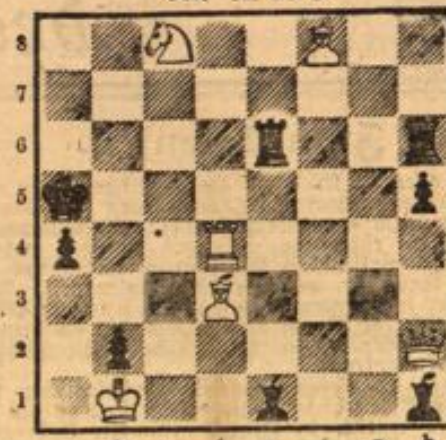
Wie lange noch man sie aus den Apfelsinen Rosen verfertigt haben, um sich Beachtung und Liebe zu erwerben? Wo mag das Wäldchen heute nach so langen Jahren, sein? In ihrer kleinen, sonnenbelichten Kammer mußte ein schmales, weisses Bett stehen, an der schlichten Wand, so, daß das Sonnenlicht darauf fiel, mußte ein liebes, frommes Bild hängen, und aus der Fernen mußte sie mir entgegenstehen. Blumen in der Hand, ein mildes, glühendes Lächeln um den Mund, so, wie ich ihr Bild in meiner Erinnerung bewahre.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedoweller.

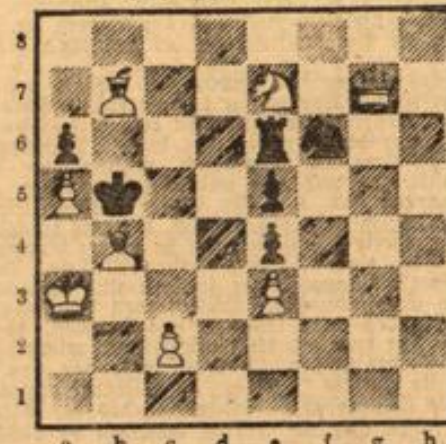
344. M. Feil.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kb1, Dh2, Td4, Ld3, f8, Sc8;
Schwarz: Ka5, Tf6, h6, Lel, h1, Ba4, b2, h5.

345. Dr. W. Schlüter.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ka3, Dg7, Lb4, b7, Sc7, Ba5, c2, c3;
Schwarz: Kb5, Tf6, f5, Sf5, Ba6, e4, a5.

344. Die lockere, leicht übersichtliche Stellung macht die Lösung nicht allzu schwer. Weglenkung und Linien-sperre sind die Fäden der Idee. — 345. Ein scheinbar harmlos, aber doch sehr hinterhältiger Zug zwingt Schwarz durch Zugszwang zum Freimachen wichtiger Angriffslinien. Zwei Lebenswichtige Ergebnisse der Problemlösung, von denen das erste das wertvollere ist.

Partie Nr. 145. Barcelona 1898.

Weiß: Dr. To. o. s. y. Carr-ras; Schwarz: Mascuco
Von Weiß blindlings gespielt.

1. e4, e5; 2. Sf3, d6; 3. d4, f5; 4. Lc4, fxe4; 5. Sxe5, d5; 6. Dh4+, Ke7 (Weiß sagt nun Matt in 5 Zügen an); 7. Df7+, Kd3; 8. Dxd5+, Ke7; 9. Sg6+, hxe6; 10. Dd6+, Le6; 11. Dxe6+. Dr. To. o. s. y. Carr-ras ist eine der führenden Schachpersönlichkeiten Spaniens; stark in der Partie und hervorragend als Problemlöser.

Rätsel.

Bilderrätsel.



Geographische Zusammensetzung-Aufgabe.

Nachstehende 8 Wörter sind so zu ordnen, daß die Anfangs- und Endbuchstaben dieser richtig zusammenge stellt zwei in letzter Zeit vielgenannte Länder ergeben und zwar ist die eine Buchstabenreihe von rechts, die andere von links zu lesen.

Anabas, Anilin, Doleit, Donner,
Indien, Nickel, Sattel, Ulanen.

Worträtsel.

Mit einem a ein Bösewicht,
Der nur auf Grausamkeit erpicht;
Mit io ist er nicht gefährlich,
Er meint es harmlos stets und ehrlich,
Wenngleich oft das Messer zückt
Und mit ihm uns zu Leibe rückt.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbelle veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 500:

Bilderrätsel: Wer langsam fährt, kommt auch an Ziel.
— Silbenrätsel: Liederbuch, Andernach, Tendorrad,
Eidgenoss, Ruderbank, Adriaß, Niederland; Lateran.
— Besuchskartenrätsel: Rei haweh oberleutnant.

Alle Töne Lösungen sandten ein: Hella u. Rita Stentha'er in Wiesbaden, Toni Sommer in Sonnenberg, Otto Prickel in Hahn i. T.